



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Esslingen, 1959

Sechstes Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83877](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83877)

SECHSTES KAPITEL

Landesstaat und Landesfürsten seit dem 15. Jahrhundert. — Kaiser Friedrich III. — Die burgundische Heirat. — Maximilian I. — Die spanische Erbschaft. — Kaiserwahl Karls V. — Habsburgische Hauspolitik. — Deutschland unter Fremdherrschaft.

Man dürfte nicht behaupten, daß es für das Reich aussichtslos gewesen wäre, den Kampf auf beiden Fronten aufzunehmen. Die Kräfte würden vielleicht noch gereicht haben. Denn Deutschland besaß zwar noch längst nicht die zahlreiche Bevölkerung von heute — Frankreich hatte damals, wenn nicht mehr, so doch kaum viel weniger Menschen —, aber das beste Soldatenmaterial, das auch der französische König nicht entbehren konnte. Den östlichen Nachbarn war es in jeder Hinsicht überlegen und konnte zudem im Westen bei einigermaßen geschickter Politik auf Bundesgenossen rechnen. Der Kampf wäre also nicht hoffnungslos gewesen. Voraussetzung dafür war allerdings ein entsprechender Zustand im Innern: die vorhandenen Kräfte hätten organisch zusammengefaßt werden müssen zur Einheit des Willens. Mit einem Wort: das Reich hätte eine Einheit sein müssen.

Das Gegenteil davon war der Fall. Gerade das 15. Jahrhundert ist eine Zeit größter Zersplitterung der Kräfte, ebenso sehr wie die Zeit des Interregnums. Es ist die Blütezeit der Landesstaaten. Sie haben Fortschritte gemacht und in ihrer Sphäre nicht wenig erreicht. Aus der Anarchie landständischer Willkür haben sich die meisten herausgearbeitet, das Fürstentum hat über Ritter und Städte gesiegt. Der Keim eines geschulten Beamtentums hat sich gebildet, das sich mit dem Staat verwachsen fühlt, von ihm und für ihn lebt, ihn trägt und verteidigt. Eine geordnete Verwaltung, ausreichende Finanzen sind geschaffen. Bekannt genug ist, was in Brandenburg die ersten Hohenzollern in dieser Beziehung leisteten, wie sie den unbotmäßigen

Adel, die »Raubritter« niederzwingen, die Städte ihrem Willen unterwerfen. Gleiches oder Ähnliches hat sich in derselben Zeit in den meisten Territorien abgespielt, wenn auch nicht überall in ebenso dramatischen Formen und mit ebenso durchschlagendem Erfolg.

Auch im Reich entscheidet sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Sieg der Fürsten gegenüber den Städten. Eine Anzahl von ihnen, die bisher frei gewesen war, wird zur Unterwerfung unter die Landesherren genötigt. Am augenfälligsten Mainz (1462). Die Zeit der großen Städtebünde ist vorbei, das Fürstentum hat auf der ganzen Linie triumphiert.

Auf dieser Grundlage erwächst der Typus des fürstlichen Landesvaters, der mit mehr oder weniger Verständnis und Selbstherrlichkeit auch für die Bedürfnisse seines Volkes sorgt, weil er damit die eigenen Kräfte mehrt, ein Herrschertypus, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts öfter auftritt — man kann an Eberhard von Württemberg denken, aber auch an Gerhard von Jülich — und im folgenden Jahrhundert in Friedrich dem Weisen von Sachsen seine beste Ausprägung findet.

Unter den Fürstenhäusern stehen einige, im Besitz größerer Gebiete, als die maßgebenden voran: die Wittelsbacher, Wettiner, Welfen, Habsburger, Hohenzollern — diese seit 1415 in Brandenburg. Aber sie sind nur selten einig; zum Beispiel sind die Welfen durch Erbteilungen geschwächt, die Wittelsbacher in zwei Linien gespalten, Bayern und Pfalz, die von jeher einander feindlich sind. So bleiben als führende Mächte außer den Habsburgern Bayern, Wettin und Brandenburg. Das zuletzt genannte Haus ist wohl das einflußloseste, weil sein Land weit abgelegen und sehr arm ist. Größere Bedeutung geben ihm zeitweilig seine fränkischen Erblande bei Nürnberg: Ansbach, Bayreuth, Kulmbach. Aber sie werden durch Erbteilung aufgegeben. Wettin hat seit 1423 zu den altangestammten Landen Meißen und Thüringen auch das Herzogtum in Ostsachsen und damit die Kurwürde gewonnen, ist aber seit 1485 geteilt in die ältere

(ernestinische) thüringisch-sächsische und die jüngere (albertinische) meißnische Linie, die einander auch nicht immer grün sind.

Die Zerspaltung der größeren Dynastien macht es einigen kleineren Herrschaften möglich, zuzeiten eine fast ebenbürtige Rolle zu spielen. So Württemberg, 1495 zum Herzogtum erhoben, und Hessen, das durch Erbschaften — Katzenelnbogen, Ziegenhain — beträchtlich wächst.

Man kann nicht behaupten, daß durch die Stärkung des Fürstentums die innere Ordnung des Reiches an Klarheit und Festigkeit zugenommen hätte. Eher ist das Gegenteil der Fall. Was die Fürsten an Macht gewannen, das verlor der König. Es wäre immer noch leichter gewesen, über einer Schar von kleinen, innerlich schwachen Landesstaaten das königliche Ansehen zu wahren. So aber sehen wir seit Mitte des 15. Jahrhunderts das Königtum in eine Bedeutungslosigkeit versinken, die an die Zeiten des Interregnums erinnert.

Aber auch die innere Ruhe des Reiches ist dabei nicht größer geworden. Die gekräftigten Landesherren, zumal die größeren, haben ihre neu gewonnene Stärke zunächst benutzt, um weiterzuwachsen auf Kosten der Nachbarn. Insbesondere die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts ist erfüllt von Grenz- und Erbfehden: Pfalz *contra* Bayern, Bayern *contra* Hohenzollern und so weiter. Dies sind die eigentlichen Interessen der fürstlichen Herren, wie sie sie verstehen, darum dreht sich ihr Denken und Handeln, darin erschöpfen sie ihre oft nicht geringen persönlichen Kräfte. Der klassische Vertreter dieser Gesellschaft ist der Brandenburger Albrecht Achilles, der sein halbes Leben in Fehde und Krieg zugebracht hatte und selbst so oft verwundet wurde, daß sein Leib ganz von Narben bedeckt war. Er ist ungewöhnlich klug, *vulpes germanica*, den deutschen Fuchs, nennt ihn ein Italiener, dabei rastlos tätig, unternehmend und ausdauernd, ein geistreicher Mann und feiner Diplomat, in jeder Hinsicht eine bedeutende Erscheinung, und doch, was ist von seinem tatenreichen Leben übriggeblieben? Man ist in Verlegenheit, es anzugeben. Ebenso ist es bei manchen andern unter den Zeitgenossen.

Die Ziele sind zu geringfügig, und so macht das Ganze fast den Eindruck der Zwecklosigkeit.

Das war nun die politische Führung der Nation in einer Zeit, wo ihre Lage zwischen den Nachbarstaaten jeden Tag gefährdeter wurde. Daß das Reich unter diesen Umständen eine auswärtige Politik eigentlich gar nicht hat, kann man leicht begreifen. Woher sollten die Mittel dazu kommen? Die vorhandenen Kräfte braucht man ja zum inneren Kampf. Und woher die Einsicht, der Blick für die Weltbegebenheiten? Das Auge ist ja ganz auf die allernächste Nachbarschaft eingestellt. Es sieht sehr scharf im Horizont des eigenen Bergfrieds, ziemlich klar noch innerhalb der umgebenden Landschaft, aber wenn der Blick sich auf Gesamtdeutschland richtet, fängt er an sich zu trüben, und bis ins Ausland reicht er überhaupt nicht. Ein gemeinsames Interesse der Nation wird vollends von den Fürsten nicht empfunden. Die Verluste an der Westgrenze des Reiches sind ebenso gleichgültig hingenommen worden wie die Unterwerfung des Deutschen Ordens unter Polen. Das Reich gleicht einem Tier, dessen einzelne Glieder unter sich durch kein Zentralorgan verbunden sind, so daß der Schmerz des einen nicht von allen mitempfunden werden kann. Man kann Stücke von seinem Leibe abschneiden, ohne daß es ihm weh täte.

Das Reich hat einen König und Kaiser; der sollte doch nach der Theorie die Rolle des Zentralorgans spielen. Aber nirgends tritt es deutlicher hervor, wie wenig Theorie und Wirklichkeit sich decken. Sigmund ist der letzte Kaiser, der es noch versucht hat, Reichspolitik zu machen. Es ist ihm schon nur selten gelungen. Sein Nachfolger Albrecht II. kam in den wenigen Monaten, da er König hieß (1438/39), gar nicht dazu, und dessen Nachfolger Friedrich III. (1440–93) hat es in langen 53 Regierungsjahren nicht einmal unternommen.

Gleich zu Beginn erregte er den schwersten Anstoß durch einen Versuch, mit ausländischen Kräften die Interessen seines Hauses auf dem Boden des Reiches zu verfolgen.

Das Haus Habsburg war seit Rudolf I. das stärkste unter den deutschen Fürstenhäusern. Das Oberelsaß, die innere und östliche Schweiz, der südliche Schwarzwald waren sein alter Besitz. Österreich und Steiermark hatte Rudolf hinzugewonnen, Kärnten und Tirol waren unter Karl IV. erworben worden. Dafür waren die Besitzungen in der Schweiz seit 1315 mehr und mehr verloren gegangen an die »Eidgenossenschaft«, die sich zuerst am Vierwaldstätter See auf habsburgischem Boden gebildet, allmählich das ganze Gebiet vom Jura bis nach Graubünden aufgesogen hatte und unter der Führung der Städte Zürich und Bern zu einem eigenen Staatenbund heranwuchs. Als Kaiser Friedrich III. zur Regierung kam, besaß Habsburg hier von seinem alten Reichtum nur noch einen spärlichen Rest auf dem linken Ufer des Oberrheins.

Das Verlorene wiederzubekommen, war des Kaisers nächstes Ziel. Dabei war ihm die Würde des Königs ebenso gleichgültig wie die Sicherheit des Reiches. Es kam heraus, daß er selbst es gewesen war, der im Jahre 1444 die französische Armee ins Land gerufen hatte, um sich ihrer gegen die Schweizer zu bedienen. Er leugnete zwar, aber die Franzosen veröffentlichten das Schreiben, mit dem er sie eingeladen hatte, und als sie unverrichteter Dinge wieder abzogen, hatte der Kaiser zu dem Schaden eines verfehlten Unternehmens noch die Schande.

Es zeigt sich hier, wie sehr selbst der König aufgehört hatte, national zu denken. Er war ein Landesherr geworden wie alle andern. Reichspolitik, Reichsinteressen kannte auch er nicht mehr, nur noch Interessen und Politik des Hauses Habsburg, und nur als Mittel, die Hausinteressen wirksamer wahrzunehmen, hatte auch die Kaiserkrone einen Wert für ihn.

Im übrigen hatte Friedrich mit seinem verunglückten Vorstoß gegen die Eidgenossenschaft dieser nur zu größerer militärischer Festigkeit verholfen. Dreißig Jahre später, im Kriege gegen Karl den Kühnen, zeigte sich, daß dieser Bund von Städten und Ländern militärisch und politisch viel leistungsfähiger war als alle Fürsten. Die Eidge-

nossen, die »Schwyzer«, wie man damals anfang zu sagen, waren durch den Sieg über den großen Burgunderherzog eine europäische Macht geworden. Sie fühlten sich auch als solche. Ihre Zugehörigkeit zum deutschen Reich ward von ihnen selbst nicht mehr ernst genommen, sie machten ihre eigene Politik, ohne das Reich, und da der Kaiser aus dem Hause Habsburg ihr Erbfeind war, auch gegen Kaiser und Reich.

Auch nach diesem Verlust wäre das Haus Habsburg, die *illustris domus Austriae*, immer noch das stärkste im Reich gewesen, ohne die fatalen Erbteilungen und die daraus entspringenden Feindschaften. Kaiser Friedrich III. war zunächst nur Herzog in Steiermark und Kärnten, Österreich gehörte seinem Neffen Ladislaus, dem Sohn Kaiser Albrechts II., für den er nur als Vormund regierte. Erst 1458 fiel es ihm beim Tode des Neffen zu. Im Elsaß und im Schwarzwald regierte sein Bruder und nach dessen Tode der Vetter, Herzog Siegmund von Tirol. Mit beiden stand man sich nicht gut. Und was war dieser Kaiser Friedrich selbst für ein Mann! Phlegmatisch, apathisch bis zur feigen Würdelosigkeit, dabei felsenfest überzeugt von der künftigen Größe seines Hauses, hat er einem seiner Räte zu der spöttischen Bemerkung Anlaß gegeben: »Wir wollen im Stillsitzen die Welt erobern.« An das deutsche Reich hat er wohl schwerlich jemals gedacht. Es ist vorgekommen, daß er einmal siebenundzwanzig Jahre lang seine Erblande nicht verlassen, sich »im Reich« nicht gezeigt, auf allen Reichstagen sich nur durch Gesandte hat vertreten lassen wie ein ausländischer Fürst. Das war der Mann, der für das Reich hätte eintreten und es vor Verlusten bewahren sollen. Er tat das Gegenteil: die Verluste, die das Reich zu seiner Zeit erlitt, sollten nach seinen Berechnungen zur Erhöhung seines eigenen Hauses dienen.

Gegen die Eroberungspläne Karls des Kühnen hat Friedrich nie einen Finger gerührt. Es war ihm ganz recht, daß der burgundische Staat wuchs, denn er hoffte ihn zu beerben. Karl hatte nur eine Tochter, und die sollte des Kaisers Sohn Maximilian heiraten. Überhaupt

erben, heiraten — das waren die Mittel, wodurch Österreich damals zu wachsen gedachte. Auch im Osten. Mit den Eroberungen des Ungarn (oben S. 131) hat sich Friedrich abgefunden; denn er stand mit ihm seit 1463 in einem Erbvertrag, der im Falle des Aussterbens des einen Hauses dem anderen die Nachfolge zusicherte. Matthias aber war kinderlos. Also winkte im Westen die burgundische, im Osten die ungarische Erbschaft, zwei Reiche, beide ohne Schwertstreich zu gewinnen!

So krämerhaft dachte und rechnete das Oberhaupt der deutschen Nation.

Aber das Schicksal erlaubt sich manchmal, mit den Menschen in grotesker Laune zu spielen. Es hat die dumm-pfiffige Berechnung des tatenscheuesten aller Herrscher schließlich wie mit aufgelaufenen Zinsen und Zinseszinsen in Erfüllung gehen lassen.

Die Verlobung Maximilians mit Maria, der Erbtöchter von Burgund, beständig erstrebt, war bei Lebzeiten Karls nie zustande gekommen, weil der Herzog diese beste Karte in seinem diplomatischen Spiel nicht weggeben wollte. Kaum war er tot, so gelang das Geschäft. Die Stände der Niederlande, um sich gegen Frankreich zu schützen, das die Hand auf die Erbschaft Karls legen wollte, riefen den Erzherzog herbei und gaben ihm die Hand ihrer Fürstin. Als Gemahl der Maria, dann, nach ihrem frühen Tode (1482), als Vormund seines Sohnes Philipp, hat Maximilian sich in schweren Kämpfen in den Niederlanden behauptet und dem burgundischen Staat die Fortdauer gesichert. Damit war der Eckstein gelegt für die neue habsburgische Macht.

Auch für die deutsche Geschichte ist die burgundische Heirat von 1477 ein Ereignis von weitesttragenden Folgen. Das ohnehin mächtigste deutsche Fürstenhaus erhielt dadurch einen Machtzuwachs, der es über alle anderen weit emporheben mußte. Die Kaiserkrone konnte ihm nun nicht mehr entrissen werden, wenn man nicht den Bürgerkrieg im Reich entfesseln wollte. Es mußte sie auch fordern; denn nur als regierendes Kaiserhaus konnten die Habsburger ihre

zerstreuten Lande — am Niederrhein und der Schelde, am Oberrhein, in den Ostalpen und an der Donau — in gegenseitiger Verteidigung zusammenfassen und behaupten.

Diese neue Hausmacht verwickelte aber das Reich zugleich in auswärtige Beziehungen, die ihm früher in dieser Weise nicht bekannt gewesen waren. Der burgundische Staat war nicht nur der Gegner Deutschlands, sondern noch viel mehr der Feind Frankreichs gewesen. Mit dem Lande vererbte sich auch der Gegensatz gegen die französische Krone auf die Habsburger und verschärfte sich jetzt. Nur gezwungen hatte der König von Frankreich Maximilian im Besitz der Erbschaft geduldet, Teile davon — Bourgogne, Franche-Comté, Picardie, Artois — hatte er ihm vorenthalten und den Gedanken nie aufgegeben, auch das übrige, vor allem Flandern, sich selbst anzueignen. Umgekehrt dachte Maximilian nicht daran, auf das Ganze zu verzichten, was ihm nach seiner Auffassung aus dem Nachlaß des Schwiegervaters zustand. Bekommen hat er nur die Franche-Comté und Artois, zu deren Abtretung Frankreich sich 1493 bequeme; Picardie und Bourgogne blieben Forderung und nie aufgegebenen Anspruch. Damit verewigte sich der feindliche Gegensatz zwischen Frankreich und Österreich, der von da ab in immer wachsendem Maß ganz Europa für Jahrhunderte beherrscht hat.

Es konnte nicht anders sein, als daß Deutschland in ihn verwickelt wurde. Ganz von selbst übertrug er sich von Frankreich und Österreich auf das deutsche Reich, an dessen Spitze das Haus Österreich stand, und der Same für die deutsch-französische Erbfeindschaft, die bis dahin nicht bestanden hatte, war gestreut. Er hat rasch gekeimt und immer stärker getrieben und schließlich als schädliches Gewächs über die Geschichte der deutschen Nation für alle Zeiten seinen Schatten geworfen. Niemand vermag zu sagen, ob es nicht auch ohne die Heirat von 1477 zu einer dauernden Verfeindung der beiden Nationen gekommen wäre. Die geographischen Bedingungen im Verein mit dem verschiedenen Charakter der beiden Völker hätten sie mit der Zeit dennoch herbeiführen können. Aber darum

ist es doch Tatsache, daß der Gegensatz zum ersten Male dadurch ausgebrochen ist, daß Österreich der Erbe des burgundisch-niederländischen Staates wurde. Dies ist die Bedeutung des Jahres 1477 für die deutsche Geschichte.

Während so im Nordwesten das Haus Habsburg durch Erwerb neuer Herrschaften den Grund legte für künftige Größe, hatte es im Südosten seinen alten Besitz verloren. Im Jahre 1485 hielt Matthias von Ungarn seine Zeit für gekommen. Er überfiel Niederösterreich, besetzte es und nahm seinen Sitz in der habsburgischen Hauptstadt Wien. Kaiser Friedrich hatte nichts tun können, als »im Reich« eine Zuflucht suchen. Die Hilfe, die er forderte, gab man ihm nicht. Dagegen zwang ihn die Notlage, seine Zustimmung dazu zu geben, daß ihm ein Mitregent zur Seite gesetzt wurde. Am 16. Februar 1486 wurde sein Sohn Maximilian I. zum römischen König gewählt.

Ein merkwürdiger Mann, einer von denen, die Zeitgenossen und Nachlebenden Rätsel aufgeben. Von reicher, vielseitiger Begabung, Künstler und Soldat, allen Fürsten des Reiches an Talenten und Kenntnissen weit überlegen: von rastloser Tätigkeit, im Großen wie im Kleinen, der glänzendste Repräsentant der Herrscherwürde, und doch kein Herrscher, weil ihm die Selbstbeherrschung, das innere Gleichgewicht von Geist und Wille, Phantasie und Verstand, die Stetigkeit des Wollens, das sichere Augenmaß für die Wirklichkeit abgingen.

Daß er König wurde, bedeutete die tatsächliche Abdankung des alten Kaisers, denn Maximilian nahm sogleich die Zügel der Reichsgeschäfte in die Hand. Er hat auch, sobald die Verhältnisse in den Niederlanden es ihm erlaubten und der Tod des kinderlosen Matthias (6. April 1490) die Gelegenheit bot, die Rückeroberung von Österreich ausgeführt. Mehr zu erreichen gelang ihm nicht. Die Ungarn waren nicht zu bewegen, daß sie den Erbvertrag von 1463 anerkannten, nach dem eigentlich jetzt Maximilian hätte König von Ungarn werden müssen. Sie wählten den polnischen Böhmenkönig

SECHSTES KAPITEL

Ladislaus zu ihrem Herrn. Österreich mußte sich mit der Tatsache abfinden, daß ihm im Osten eine Doppelmacht Böhmen-Ungarn gegenüberstand, als Sekundogenitur der Jagellonen, dynastisch und politisch gestützt auf den Rückhalt des großpolnischen Reiches, das damals neben Polen und Litauen und Weißrußland auch Preußen, Galizien und die Ukraine umfaßte, das größere Polen von Meer zu Meer, das so vielen Polen in neuer Zeit als Ziel und Aufgabe vorgeschwebt hat.

Maximilian hat den Kampf mit dieser gewaltigen Verbindung von Nachbarstaaten, die doch stets die stärkste Bedrohung Österreichs enthielt, nicht ernstlich aufgenommen, auch als er 1493 durch den Tod seines Vaters Herr in den Erbländen geworden war. Vielmehr hat er nach Osten die Politik des Vaters fortgesetzt, gerichtet auf Bündnis und Erbverbrüderung. Nach langen Schwankungen führte sie 1515 zum Ziel. Der alte Erbvertrag wurde von Ungarn und Böhmen erneuert und durch eine Doppelheirat gestützt: Ludwig, der Kronprinz von Ungarn und Böhmen, vermählte sich mit Maria, der Enkelin des Kaisers, dessen Enkel Ferdinand dagegen die böhmische Königstochter Anna heiratete.

Maximilian war im Osten zu vorsichtiger Genügsamkeit gestimmt, weil alle seine Gedanken der Westfront galten, der Bekämpfung Frankreichs. Mit allen Mitteln, allen Künsten der Waffen und der Diplomatie hat er sie betrieben, Kriege erklärt und Verträge geschlossen, Verträge gelöst und aufs neue Krieg geführt, immer in dem einen Bestreben, Frankreich nicht mächtiger werden zu lassen, weil ein stärkeres Frankreich unfehlbar nach der burgundischen Erbschaft seines Hauses greifen würde. Dahin gehörte vor allem, daß er den Franzosen entgegentrat, als sie 1494 an die Unterwerfung Italiens gingen.

Mit diesem Jahre beginnt, wie jeder weiß, die Zeit der immer erneuten Kriege um den Besitz der Halbinsel, die den Handel auf dem Mittelmeer und damit zu jener Zeit noch die hauptsächlichste Welt Handelsstraße Europas beherrschte. Wir brauchen diese verwickelten

militärisch-diplomatischen Vorgänge hier nicht im einzelnen zu verfolgen. So verworren die Füllung des Bildes ist, so einfach sind die Umrisse, was den Anteil Maximilians betrifft. Wenn er heute sich mit den italienischen Staaten verbindet, um die Franzosen zu verjagen, und sie für italienisches Geld mit deutschen Soldaten in Toskana bekämpft, um dann morgen vielleicht mit ihnen auf Kosten der Italiener sich zu verständigen; wenn er den einen Tag von Wiederherstellung der deutschen kaiserlichen Herrschaft in Rom mit klangvollen Worten redet und am nächsten Tage statt dessen den Krieg gegen Venedig eröffnet, um sich das festländische Gebiet der Republik anzueignen — so läuft doch durch alle diese Widersprüche und Winkelzüge ein leitender Gedanke: zu verhindern, daß die Franzosen die alleinigen Beherrscher Italiens werden, weil sie in dieser Stellung, im Besitz der dadurch gewonnenen Übermacht einen unerträglichen Druck auf die österreichischen Erblande in Tirol und Flandern ausüben würden. Nur in den Mitteln schwankt der Kaiser. Wenn es möglich scheint, Frankreich ganz aus Italien zu vertreiben, beteiligt er sich am Kriege. Schwindet die Aussicht darauf, so sucht er die Verständigung mit dem Gegner, um wenigstens eine Teilung der Beute zu erreichen und sich einen möglichst großen Anteil zu sichern.

Mit allen seinen Bemühungen hat er doch nichts weiter erreicht, als daß die Franzosen in Mailand und Oberitalien, die Spanier in Neapel und dem Süden die Herren wurden. Er selbst ging leer aus und hätte sich sagen müssen, daß seine Lebensarbeit anderen zugute gekommen sei, hätte nicht das Schicksal ihm noch in elfter Stunde die Gunst erwiesen, daß sein Nachkomme die Rivalen, vor deren größerer Macht er selbst immer hatte zurückstehen müssen, schließlich beerben durfte.

Am 23. Januar 1516 starb Ferdinand der Katholische, der erste Gesamtherrscher der spanischen Reiche von Aragon und Castilien. Sein Erbe war des Kaisers Enkel Karl, seit dem Tode seines Vaters Philipp (1506) schon Herr der Niederlande. Der Zufall von Geburt und

Tod hatte dem jungen Habsburger den Weg auf den Thron eines Reiches gebahnt, das mit Spanien und Neapel die märchenhaften, noch kaum erschlossenen Goldländer jenseits des Ozeans verband. Dazu der burgundische Staat und die habsburgischen Erblande in Deutschland, seit 1491 in einer Hand vereinigt durch das Aussterben der letzten der Nebenlinien (Tirol). Ein Reich, wie die Welt es noch nicht gesehen; konnte der Kaiser seinem Enkel hinterlassen, wenn er selbst dereinst von der Bühne abtrat.

Für diesen Fall galt es nur noch eines vorzubereiten: Karl mußte deutscher Kaiser werden. Das war eine Notwendigkeit, wenn ihm sein Besitz erhalten bleiben sollte. Denn gesetzt den Fall, ein anderer regierte im deutschen Reich, so konnte dieser, so machtlos er in Deutschland auch sein mochte, doch im Bunde mit dem ständigen Gegner Frankreich höchst gefährlich werden, zum mindesten die Verbindung der auseinanderliegenden Gebiete stören, vielleicht den Niederlanden, vielleicht Österreich in den Rücken fallen. Die Kaiserwürde allein bildete das einigende Band für die zerstreuten Glieder des neuen habsburgischen Weltreiches, sie mußte gewonnen werden, wenn das Reich bestehen sollte.

Maximilian hat das Ziel nicht mehr erreicht. Er starb im Januar 1519, ehe die Kaiserwahl Karls gesichert war. Seine und des Enkels Räte mußten das Werk vollenden. Jedermann weiß, was nun geschah; wir können uns darum kurz fassen.

Die französische Politik, angesichts der Gefahr, die die Wahl Karls für Frankreich bedeutete — Einkreisung durch die rivalisierende Macht —, entschloß sich, den eigenen König als Kandidaten aufzustellen. Mit Geld und klangvollen Reden sollten die Kurfürsten bestochen werden. Sie nahmen beides. Aber auch die Boten Karls zahlten und versprachen; und sie konnten außerdem drohen, denn sie hatten Soldaten bereit. Maximilian hatte sich eine feste Partei im Reiche geschaffen, deren Kern der Schwäbische Bund bildete, die einzige brauchbare Organisation in Deutschland, die einzige Macht, die im Besitz einer stets schlagfertigen Truppe war. Eben

in diesem Augenblick hatte der Bund gezeigt, was er konnte, indem er den Herzog Ulrich von Württemberg vertrieb. Sein Land wurde zunächst vom Bunde eingenommen, der es alsbald dem Habsburger abtrat. Das siegreiche Heer stand auch für weitere Zwecke bereit. Unter diesem militärischem Druck ist die Wahl im Juni 1519 in Frankfurt entschieden worden. Wenn es einen Augenblick geschehen hatte, als könnte der Franzose aus ihr hervorgehen, so war das Täuschung gewesen. Die Wahl Karls war von vornherein gewiß. Nur eine Möglichkeit gab es, sie zu vermeiden: wenn ein dritter, ein neutraler Kandidat, gefunden wurde. Aber er fand sich nicht. Der einzige, der es hätte sein können, Friedrich der Weise von Sachsen, lehnte ab. »Er wolle lieber ein mächtiger Herzog als ein schwacher König sein.« Man hat es ihm oft als Feigheit zum Vorwurf gemacht, aber es war doch vor allem Selbsterkenntnis. Außer dem Ehrgeiz fehlten ihm noch andere Eigenschaften, deren er bedurft hätte, um sich als Kaiser zu behaupten. Welche Rolle hätte er spielen können zwischen Österreich und Frankreich? Er wäre alsbald von den Franzosen abhängig geworden, und die Folge wäre gewesen, daß der Kampf der europäischen Großmächte auf deutschem Boden ausgefochten wurde, wie es hundert Jahre später wirklich geschehen ist. Dies wenigstens ist vermieden worden, indem die Kurfürsten am 28. Juni 1519 Karl von Spanien zum römischen Kaiser wählten. Aber davon abgesehen, kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß diese Wahl für Deutschland ein schweres Unglück bedeutete. Jedermann wußte, daß sie im Keime die Kriegserklärung des Reiches an Frankreich enthielt. Das Programm der spanisch-burgundischen Politik kannte man. Von der burgundischen Seite ging es auf die bekannten Eroberungen, Picardie und Bourgogne, das heißt auf die Zerstörung der französischen Staatseinheit. Und selbst wenn darauf verzichtet wurde, von der spanischen Seite war Mailand das Ziel, das heißt die Zerstörung der französischen Vormacht in Europa. Die Franzosen in Mailand und Genua zu dulden, war dem spanischen König von Neapel auf die Dauer unmöglich, und als römischer

Kaiser gewann er einen Rechtstitel auf Mailand, das ein Herzogtum des römischen Reiches war.

Maximilian hatte zeit seines Lebens sich abgemüht, das deutsche Reich in seinen Krieg gegen Frankreich hineinzuziehen. Es war ihm nie ganz gelungen. Die deutschen Reichsstände, Fürsten wie Städte, nahmen an diesen Fragen gar kein Interesse. Sie sahen nur die Lasten, die ihnen in Form von Geldzahlungen aus dem Kriege erwachsen sollten, sie sahen für sich keinen Gewinn. Es wäre auch schwer gewesen, nachzuweisen, was der Herzog von Sachsen oder Bayern oder die Stadt Frankfurt davon hatte, wenn der Kaiser die Picardie oder Bourgogne gewann, die Franzosen aus Mailand zu weichen zwang oder sich des venezianischen Festlandes bemächtigte. Maximilian wies darauf hin — mit allem Feuer seiner glänzenden Beredsamkeit hat er es wiederholt getan —, daß es gelte, der deutschen Nation ihren Rang unter den Völkern zu sichern, ihr altes Recht zu verteidigen, das die Welschen ihr entreißen wollten. Er meinte das Kaisertum damit, nach dem die Franzosen die Hand ausstreckten. Aber er fand nur laue Hörer unter den Fürsten. In den tieferen Schichten des Volkes mochte man ihm Beifall zollen, in den politischen Kreisen, an den Höfen, in den Ratsstuben blieb das Echo aus.

Die neueren Beurteiler haben sich gespalten. Die einen nehmen die Partei des Kaisers und tadeln die Fürsten, daß sie aus Eigensucht die Interessen der Nation vernachlässigt hätten. Maximilian ist für sie die Verkörperung des nationalen Gedankens in der auswärtigen Politik. Die andern geben der Opposition recht und bestreiten dem Kaiser die Befugnis, im Namen der nationalen Bedürfnisse zu sprechen, weil diese Schlagworte in seinem Munde nur Vorwand für rein egoistische, dynastische Wünsche gewesen seien. Die zweite Richtung hat insofern unstreitig recht, als man Maximilian I. unmöglich für einen nationaldeutsch gesinnten Herrscher erklären kann. Er verstand es freilich sehr gut — was verstand dieser hochbegabte, aber innerlich unausgegliche und haltlose Mann nicht alles! —

er verstand es sehr gut, in Deutschland und mit den Deutschen volkstümlich zu sein, aber ein Deutscher war er doch nicht. Im Familienverkehr sprach und schrieb er nur Französisch, am wohlsten fühlte er sich unter den burgundischen und wallonischen Edelleuten in den Niederlanden, und gelegentlich entschlüpfte ihm eine verächtliche Bemerkung über diese viehisch dummen Deutschen (*questi bestiali Tedeschi*). Auch seine Politik nahm auf die Interessen der deutschen Nation keine Rücksicht, wo es sich um den Vorteil des Hauses Habsburg handelte.

Den Beweis hat er geliefert bei dem Abkommen mit Polen, Ungarn und Böhmen 1515. Da hat er Rechte der Nation geopfert, um seinem Hause Aussicht auf einen Gewinn zu eröffnen. Noch hatten Kaiser und Reich den Frieden von Thorn nicht anerkannt, durch den der Deutsche Orden und Preußen sich Polen unterwarfen. Ohne die Genehmigung des Reiches blieb dieser Friede anfechtbar. Maximilian hat sie 1515 erteilt, als er den Erbanspruch auf Ungarn und Böhmen sich und seinen Nachkommen sichern wollte. Es ist wohl wenigstens so gewiß wie die Tatsache, daß der Kaiser die Fahne der deutschen Nation und des römischen Reiches nur schwenkte, wenn sie ihm als Deckmantel für eigene dynastische Interessen gute Dienste tat. Die Frage kann höchstens sein, ob nicht die Erhöhung des Kaiserhauses von selbst dem Reich und der Nation zugute gekommen wäre.

Die Stände des Reiches hatten auch dafür keinen Sinn. Von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Was lag ihnen an größerer Macht des Reiches? Sie hätte mit Opfern an eigenem Gelde und eigener Macht erkaufte werden müssen. Denn das war doch vor allem sicher: wurde das Reich stärker, so gewann der Kaiser eine Übermacht über die Fürsten, die mit dem geltenden Recht und allen Überlieferungen in Widerspruch stand. Daß die Fürsten dazu nicht die Hand bieten wollten, versteht sich leicht.

Wir aber dürfen wohl fragen, ob es wirklich ein Gewinn für Deutschland gewesen wäre, wenn die Ziele Maximilians erreicht wurden;

wenn der burgundische Staat seinen früheren Umfang wieder erhalten und der Kaiser etwa gar das Venezianische dauernd in Besitz genommen hätte. Das ohnehin kosmopolitische Fürstenhaus, das man kaum mehr unter die deutschen rechnen durfte, im Besitz noch weiterer undeutscher, französischer, italienischer Lande — hätte es Deutschland wohl noch um seiner selbst willen gewürdigt, würdigen können, hätte es nicht vielmehr immer wieder, wie schon Max es 1515 tat, die nationaldeutschen Interessen seinen eigenen internationalen Zielen und Bestrebungen hintangestellt?

So versteht man nicht nur die zögernde, ablehnende Haltung der Reichsstände gegenüber dem Drängen des Kaisers, man kann ihr auch eine gewisse sachliche Berechtigung nicht absprechen.

Nun war durch die Wahl von 1519 noch unendlich viel mehr geschehen, als was Max erstrebt hatte: die deutsche Krone war einem Herrscher ausgeliefert, der in Deutschland nur ein Nebenland sehen konnte, wichtig durch seine geographische Lage als Verbindungsglied zwischen seinen getrennten Herrschaften und als Aufmarschgebiet für den Krieg gegen Frankreich, wertvoll durch die Soldaten, die es stellen konnte, im übrigen aber zu einer dienenden Rolle verurteilt gegenüber den Hauptlanden Spanien, den Niederlanden und Italien. Und dieser Herrscher verfügte zudem über eine Macht, die wirklich gefährlich werden konnte. Hatte man sich schon gegen den Großvater aufgelehnt, weil er zu selbstherrlich zu werden drohte, was sollte nun erst mit dem Enkel werden, der im Notfall seine spanischen Truppen und sein niederländisches Geld in und gegen Deutschland spielen lassen konnte? Es war kein Gespenst der Phantasie, wenn man am Horizont die Gefahr eines ausländischen Willkürregiments in dem freiheitsgewohnten deutschen Reich auftauchen sah.

Die Kurfürsten müssen das wohl gefühlt haben, denn sie suchten sich dagegen zu schützen; aber nur in der naiven Weise, in die der Spießbürger allemal verfällt, wenn er sich in die große Politik verirrt: durch eine Urkunde. Sie wollten dem neuen Kaiser die Hände

binden durch eine Wahlkapitulation, in der er versprach, alle Rechte und Privilegien zu achten, seine Regierung, insbesondere seine auswärtige Politik nach dem Rate der Kurfürsten zu führen, seinen Sitz in Deutschland aufzuschlagen, keinen Reichstag außerhalb Deutschlands zu halten, niemand außer Landes vor Gericht zu laden, amtlich nur die deutsche und die lateinische Sprache zu gebrauchen, keine fremden Truppen ins Reich zu bringen, das Reich nicht in fremde Kriege zu verwickeln und endlich ein »Reichsregiment«, einen ständischen Regierungsbeirat, einzusetzen. Das bedeutete im Grunde nichts anderes, als daß der neue Kaiser von vornherein die Regierung aus der Hand geben sollte. Die Naivität dieses Aktenstückes ist unübertrefflich. Es gesteht unverhüllt die Angst, die man vor dem fremden Kaiser hat, und sucht doch Deckung gegen ihn hinter — einem Pergament. Als ob ein Kaiser sich jemals an derartige Klauseln gebunden haben würde, wo es sein Interesse war und er die Macht hatte, sich darüber hinwegzusetzen!

So ist es denn auch gekommen. Wenige Worte stehen in der Wahlkapitulation, die Karl nicht gebrochen hätte, und die deutschen Stände haben sich schließlich genötigt gesehen, dem Kaiser in offenem Aufstand gegenüberzutreten, um sich von der Fremdherrschaft zu befreien. Das ist ihnen gelungen, aber die dauernden Folgen der Kaiserwahl von 1519 haben sie nicht abzuwenden vermocht. Durch sie ist Deutschland, das unpolitische, ungeeinte, willenslose, hineingezogen worden in den Strudel der europäischen Machtkämpfe, in denen es mit jedem Menschenalter mehr zu der Rolle eines untergeordneten Faktors, eines bloßen Objektes fremder Bestrebungen herabsank. Das ist die Bedeutung des Jahres 1519; was 1477 gesät war, ist damals aufgegangen.

Es hätte aber niemals so verhängnisvoll werden können, hätte nicht im selben Augenblick die schwerste innere Krisis auf geistigem Gebiete begonnen. Das ganze furchtbare Verhängnis, das in der Erhebung des spanisch-burgundischen Karl schlummerte, wird uns klar werden, wenn wir daran gehen, uns zu erinnern, was im gei-

stigen Leben des deutschen Volkes geschehen war und weiter geschehen sollte zu derselben Zeit, wo durch die Erhebung eines fremden Herrschers auf den deutschen Kaiserthron das Ausland mit seinen Interessen, Betreibungen und Machtmitteln bestimmenden Einfluß auf das deutsche Schicksal erhielt.